Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 224 (1945)

Artikel: Die Weihnachtsäpfel : Erzählung
Autor: Huggenberger, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375230

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

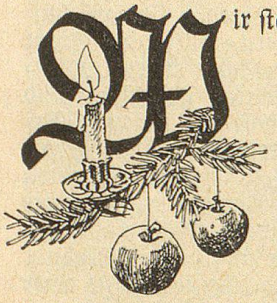
Download PDF: 25.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Weihnachtsäpfel.

Erzählung von A. Huggenberger.

I.



Wir standen auf der Haselwiese draußen unter unserm alten Weihnachtsapfelbaum, ich und mein Gespänchen Mineli Wanner. Mit ernsthaftem und nachdrücklichem Bemühen suchten wir die wenigen halbreifen Äpfel in dem breitausladenden Geäst zu zählen. 9 . . 11 . . 12 . . 15 . . 19 . . 20 . . 21 . .! Weiter hab' ich es trotz mehrfacher, gründlicher Wiederholung der Arbeit nicht gebracht. Das Mineli ist hartnäckig und eigensinnig nur auf 18 gekommen, und darüber hat es zwischen uns einen kleinen Streit gegeben.

„Meinst du, eine Zweitkläßlerin müsse einen Drittkläßler zählen lehren?" prahlte ich großartig. „Wenn du unsern Baum verschimpfieren willst, so brauchst du nicht mehr mit mir zu gehen, du Bubenrolli! Und von den Weihnachtsäpfeln, wenn die reif sind, bekommst du nicht einen allereinzigen. Deine Mutter kann dann Saubirnen an den Christbaum hängen."

Auf diese Rede hin wurde meine kleine Gefährtin nachdenklich. „Wollen wir nicht lieber wieder gut sein?" schlug sie versöhnlich vor. „Müssen wir schon zanken und trölen wie die großen Leute?"

Ich setzte den Kopf auf und blieb hart. „Wenn ich einmal recht habe, so hab' ich recht!"

Nun verlegte sie sich aufs Bitten. „Aber drei Äpfel gibst du mir doch zu Weihnachten, gelt? Drei, dann bin ich zufrieden. Einen für Jaköbli, einen für das Näni und einen für das Friedeli. Du hast ja dann immer noch fünfzehn. Und du kannst für euern Christbaum die größeren behalten." – „Nein, dann hab' ich noch achtzehn!" fuhr ich zornig auf. „Und wenn du mir das nicht willst gelten lassen, so bekommst du eine Nuß!"

Ihr Rechtsgefühl ließ sich aber nicht umschnarchen. „Es sind einfach im ganzen bloß achtzehn, und wenn du noch so ein Maul hast." – Da zog ich aus und gab ihr in der Hitze eine gelinde Ohrfeige. Denn ich hatte wirklich und ganz sicher einundzwanzig gezählt.

Ihr Gesichtlein verzog sich zu einem bitterlichen Weinen. „Du bist ein Wüster!" pfnuselte sie, die Tränen kugelten ihr über die schmalen Bäcklein herab.

Ich schämte mit aufrichtig. „Hat es dir stark weh getan?" fragte ich zerknirscht, indem ich ihr mit der Hand das zerzauste Braunhaar zurechtstrich. Im Umsehen wurde aus dem Weinen ein Lächeln. „Gelt, die Äpfel gibst du mir aber!" bettelte sie zuversichtlich.

„Hä natürlich! Vielleicht sogar fünf oder sechs!" versicherte ich großmütig. „Ich hab doch nur Spaß gemacht."

Nun setzten wir uns im kühlen Schatten des Geästes auf ein Rasenbördchen, und ich sang mit gläubigen Worten das Lob unseres Weihnachtsapfelbaumes. Meine Mutter habe nicht umsonst gesagt, dieser Baum sei der zweitbeste am ganzen Buchberg, und sie gäbe ihn nicht einmal für die drei Kugelbirnbäume auf dem Schochersloo her, obschon man von denen mehr Nutzen habe.

Man muß wissen, daß damals, zu meinen Kinderzeiten, der Weihnachtsapfelbaum in unserem Dorf und weit herum noch in hohen Ehren stand. Nicht der unsere allein, nein alle seine Artgenossen, wenn sie auch nicht von Giebikon waren, wie man ihnen mit Recht nachsagte. Denn einen Apfel wie den Weihnachtsapfel gab und gibt es in unserm Bauernländchen nicht. Den schönen Namen durfte er in seiner Glanzzeit mit Stolz tragen, hatte er doch vor allen andern Äpfeln, süß oder sauer, das unbestrittene Vorrecht, mit seinen zündendroten Backen den Christbaum zu schmücken, das „Bäumli." Glaskugeln und Flitterfaden hatte man um jene Zeit noch wenig; dieses Zeug genoß auch kein großes Ansehen. Einzig die Frau Friedensrichter Spahn war auf den neuen Schmuck eingeschworen. Er sei äußerst preiswürdig, behauptete sie. Wenn man eine Papierschachtel voll gekauft habe, so könne man das Geflunker nachher jedes Jahr wieder von neuem brauchen, es werde nicht gefressen, wie die Bäumliäpfel.

Der Baumwärter Brauchli suchte uns hartnäckig immer wieder beizubringen, das sei gar nicht die richtige Bezeichnung, Weihnachtsapfel oder Bäumliapfel; die Sorte heiße im Katalog Graf Tudor. Aber was ging uns der Katalog mit dem Grafen Tudor an! Wir konnten uns an den dummen, neumodigen Namen gar nicht gewöhnen; es war uns, als hätte unser Liebling durch ihn etwas von seiner Herrlichkeit verlieren müssen.

Gut Ding will Weile haben. Der Bäumliapfel braucht, wie man am Buchberg herum sagt, drei Jahre, um reif zu werden. Nicht daß er so lang am Zweig hinge. Dazu wäre der Baum zu bequem, denn er hat es mit den Taugenichtsen, die gern faul in der Sonne stehn und in den Himmel hinein träumen. Wenn er Äpfel tragen will, besinnt er sich erst einen lieben Sommer lang, wie, wann und warum. Im zweiten fängt er allgemach an, die würzigen Säfte in Stamm und Zweigen aufzusparen; und erst im dritten Jahre zeitigt er, wenn das Glück dabei ist und nicht Föhnwind und Wurm die Blüte versehren, seine herrliche rote Frucht.

„So ein Apfel will mit Verstand gegessen sein", das hat der Pfarrer Lippuner einmal an einer Weihnachtsfeier im Schulhause selber gesagt. „Mit Verstand und Dank. Besonders wenn er zu allem Sonnenschein, zu allem Vogelsang und Windesplauschen, zu den Würzessenzen der Heimaterde ein Rüchlein Weihnachtsfrieden in sich aufgenommen hat."

Während wir so da saßen und ich meinen Baum fast bis in den Himmel hinauf rühmte, wurde Mina neben mir nachdenklich. Ihr Gesicht nahm einen bekümmerten Ausdruck an, wozu die vertrockneten Tränenspuren ungewollt mithalfen.

„Vielleicht setzt mein Vater im Herbst auch so einen Baum auf unserer Einfangwiese", meinte sie nach einer Weile sorgenvoll. Man konnte es ihrer dünnen Stimme anmerken, daß sie nicht an das glaubte, was sie sprach.

„O der!" widerredete ich ihr geringschätzig. „Bis dem dem sein Baum groß wäre, würde er vielleicht schon lang jemand anderem gehören. Er hat ja diese Woche schon drei Räusche gehabt."

Ich bereute meine rohen Worte sogleich, denn ich sah, daß ihre Augen sich wieder mit Tränen füllten.

Sie nahm ihren Erzeuger schüchtern in Schutz. „Er will sich aber jetzt bessern", sagte sie nicht ohne Zuversicht. Er hat es der Mutter heute morgen in die Hand versprochen. Er hat sogar geweint. Und wenn ein Mann weint, dann ist es ihm allweg ernst."

Kaum daß sie ausgeredet hatte, sprang sie mit einem Ruck auf und schlug die Händchen zusammen.

„Nein! – Was bin ich aber für eine! Jetzt hock' ich da wie ein rechter Totsch und vergeß mich auf alles! Und du sinnst auch nicht dran und hast doch selber gehört, wie die Mutter mir befohlen hat, ich solle an den Schochersrank hinabgehen und aufpassen, ob der Vater nicht mit dem Brot den Berg herauf komme."

Sie lief mit fliegendem Röcklein von mir weg und nach der Straße hinüber. Auf dem Wegbord blieb sie stehen und sah sich nach mir um.

„Kommst du nicht mit? – Es ist ja gar nicht so weit!"

Ich ließ sie erst ein Weilchen betteln, um mich bei ihr wert zu machen. Dann gab ich nach, und wir beinelten auf der abendhellen Straße Hand in Hand in ziemlicher Eile bergab.

„Weißt du, die Mutter hat halt Angst", teilte mir Mineli im Gehen treuherzig und mit schwerer Sorge mit. „Weil der Vater immer mit dem Frohsinnbeck jassen muß. Er sagt jedesmal, wenn er spät heimkommt, der Laushund habe ihn einfach nicht gehen lassen."

Sie kam ordentlich ins Schwatzen und Bekennen, wie um mich damit bei guter Laune zu erhalten. „Weil unser Ofen halt die Risse hat und man an zwei Orten das Feuer sieht, ist er von dem Feuerschauer wegerkannt worden. Wir dürfen nicht mehr darin backen, obschon dann das Mehl viel weiter reichen würde. Die Mutter hat es freilich doch schon etliche Mal probiert, und es hat nie etwas gemacht. Aber ja niemandem etwas davon sagen, am wenigsten dem Spahnerfritzli! Denn sonst kommen wir in die Buße, und der Vater schimpft wieder, mit so einem Lumpenmensch, wie die Mutter eins sei, könnte er nie auf einen grünen Zweig kommen. Die Mutter hat schon oft gebetet, daß wir etwas mehr Land kaufen könnten, damit der Vater nicht mehr in Unterbuchen auf dem Sägeplatz schaffen müßte. Vom Kläui und vom Schwengeler, die neben ihm sind, kann er halt nichts Gutes lernen. Er sagt jeden Tag, er hätte schon längst unterschrieben und wäre zu den Abstinenzlern gegangen, wenn diese zwei nicht wären. Die würden ihn bis auf tausend ausfötzeln und ihm Wasserchrist und andere Schlötterlinge nachrufen."

Inzwischen waren wir beim Schochersrank angelangt. Aber die Straße gegen Unterbuchen hinab lag öde und verlassen. Kein Wanner-Jokeb war im Anzug.

„Wir gehen jetzt noch etwas weiter," entschied und bettelte das Mineli, „bis zum Lyßbachbrüggli, wo man dann fast beim Dorf ist und sogar sehen kann, wer aus dem ‚Frohsinn' herauskommt."

Ich hatte nichts dagegen. Insgeheim war ich nämlich bereits ein bißchen gespannt darauf, den Wanner in einem währschaften „Tiger" zu sehen, wie wir Schulknaben uns geschwollen ausdrückten. Er schwatzte dann immer viel krauses Zeug zusammen oder sang anstößige Reime, die damit glücklich in unseren geistigen Besitz übergingen.

Im Weitergehen verriet mir Mina als eine Art Geheimnis, daß ihr die Mutter im Verstohlenen noch etwas anderes aufgegeben habe. Wenn der Vater allenfalls ausbleibe, so solle sie ganz ins Dorf hinabgehen und spionieren, ob er nicht im „Frohsinn" sitze. Wenn sie das heraushabe, so müsse sie sich zur Wirtin in die Küche hineinmachen und bei ihr anhalten, daß sie den Vater doch um Gottes willen heimschicke. Auf ein Kind höre man noch eher als auf ein Erwachsenes. Die Wirtin habe kein schlechtes Herz, und sie wisse auch etwas, habe doch ihr Vater ein schönes Bauerngütchen versoffen.

Mir wurde etwas unbehaglich bei der Sache, ich wollte nicht mehr so recht mit. Sie bat und redete mir beweglich zu. Sie fürchte sich so; allein wage sie sich nicht ins Dorf, weil ihr die Buben immer Übernamen nachriefen. Aber ich sei ja viel stärker als diese kleinen Hosenknirpse, und ich würde ihnen schon das Leder voll geben.

Damit hatte sie mich bei meiner schwächsten Stelle gepackt, ich konnte nicht entrinnen. Als ein rechter Held und Beschützer stapfte ich weiter neben ihr her; ich kam ordentlich ins Prahlen: „Meinetwegen können drei oder vier kommen, die so groß sind wie ich. Oder eine ganze Bande! Die sind ja nichts." Daneben sah ich scharf nach dem Wanner-Jokeb aus. Der mußte nun ja ganz sicher endlich einmal auftauchen. Wenn er doch heut morgen geweint hatte . . .

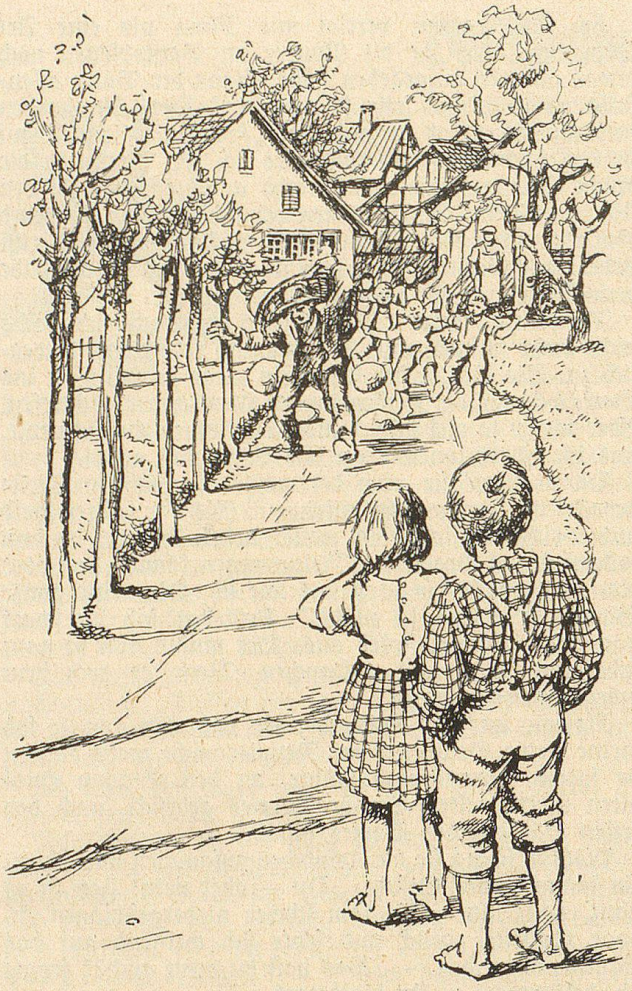
Als wir uns der Lyßbachbrücke näherten, konnte sich meine kleine Gefährtin vor Neugier nicht mehr halten; sie sprang voraus und spähte, an den Stamm eines alten verkrüppelten Straßenbaumes gedrückt, nach den ersten Häusern des Dorfes hinab.

Plötzlich schlug sie die Händchen zusammen und schnitt ein jämmerliches Gesicht. „Du – aber nein! Jetz ist es ganz, ganz lätz!" Sie kam schwer niedergeschlagen ein paar Schritte zurück und setzte sich weinend auf das Brückenmäuerchen. – „Was hast du denn auch?" fragte ich, bekümmert zu ihr hintretend.

Sie zitterte vor Erregung und konnte vor Schluchzen kaum ein paar zusammenhängende Worte herausbringen. „Der Schnapswagen – sieh nur selber dort! – und der Merki hat ihn wieder – o, dieser wüste Saumann! Dem muß die Mutter einmal die Meinung sagen!"

Ich trat neugierig etwas vor und war nun bald aus dem Wunder. Vor dem zweitletzten Bauernhause stand die kleine fahrbare Schnapsbrennerei,, die ich wohl kannte, weil sie vor Wochen auch in unserem Dörfchen gearbeitet und uns Schulknaben manche Kurzweil bereitet hatte. Der Brenner Merki war immer scharf darauf aus gewesen, etwa vorbeigehenden Männern ein paar Gläschen von dem in dünnem Faden aus der Kupferröhre rinnenden Branntwein aufzuschwatzen. Am meisten freute er sich jeweilen, wenn er einen aus dem Senkel bringen oder ihm runde Füße machen konnte, wie das bei ihm hieß. Von seinem Pulswärmer könne man halt nicht saufen wie eine Kuh, rühmte er sich dann wohlgefällig. Im übrigen halte er sich an den Spruch, was man aus Liebe tue, komme zuletzt immer recht heraus.

Heut war es dem Brenner Merki richtig wieder einmal gelungen, seine Liebe an den Mann zu bringen. Es war ein Schauspiel zum Erbarmen, wie sein Opfer, der Wanner-Jokeb, auf dem Hofraum zwischen dem Brennereiwagen und dem dampfenden Tresterhaufen hin



und her torkelte, die Arme verwarf und jetzt, über seine eigenen Füße stolpernd, längelang hinfiel. von ein paar müssigen Wegstehern und einem ganzen Schwarm Schulkinder johlend beklatscht. Der arme Tropf hatte viel Mühe, wieder auf seine unbotmäßigen Beine zu kommen; der Brenner Merki mußte sich vor Lachen den Bauch halten.

Das Mineli, das inzwischen auch wieder nach vorn gekommen war, sah der Szene mit offenem Mund und mit schreckhaft großen Augen zu. Nun ballte es die Fäustchen vor Zorn und schrie böse und heftig: „Er ist einfach ein schlechter Hund!" Ich wußte nicht, ob es mit diesen Worten den Brenner Merki meinte oder seinen Erzeuger.

Dieser letztere schien indes durch den Applaus erst recht in Stimmung gekommen zu sein. Er stellte sich breitbeinig vor sein Auditorium hin und sang mit plärrender Stimme ein paar Strophen seines Leibliedes, wobei er mit Kopf und Armen den Takt angab und sich wie ein Chormeister gebärdete, der einen großen Verein im Gleichgewicht halten muß:

„Wenn ich kein Gä-hält zum Saufen hab', Saufen hab',
Geh ich in Wald, schneid Reiser ab.
Geh ich nach Ha-haus, mach Besen draus, Besen draus,
Dann krieg' ich wie-hieder Gält ins Haus,
Hab' ich ein' Ra-hausch, das macht der Wein,
macht der Wein . . ."

Hier brach der Vortrag unvermittelt ab. Der Brenner Merki hatte dem Sänger, in der Absicht, dem Zuschauerkreis noch weiteres Gaudium zu bereiten, die auf einem Brückenwägelchen vor der Scheune stehende, mit Brotlaiben gefüllte Zaine auf die Schulter geladen. Der Wanner seinerseits, als wäre damit plötzlich die Besinnung über ihn gekommen, machte sich sogleich mit der armen Last auf und schob sich gespreizten Ganges, die Wegbreite mehrfach überquerend, aber vorläufig ohne Unfall auf der wenig ansteigenden Straße bergwärts, gefolgt von ein paar Schlinaelbuben, die sich zu ihrem und zu anderer Vergnügen eine rechte Arbeit daraus machten, den Gang und die Haltung des Betrunkenen möglichst getreu nachzuäffen.

Wie zu erwarten stand, war dieser bald am Ende seiner Möglichkeiten angelangt. Er kam mit seiner Zaine zu Fall, die Brotlaibe kollerten auf der Straße umher.

Nun neues Gelächter und Bravorufen bei den Leuten am Schnapswagen unten. Wanners nichtsnutzige Trabanten hatten natürlich auch dessen Sturz getreu nachgemimt.

Als wäre er sich der Kläglichkeit des Auftrittes bewußt, raffte der Jokeb die Brote mit einer gewissen Hast zusammen und lud sich den gefüllten Korb neuerdings auf, wobei ihm die Knaben mit arglistiger Dienstbeflissenheit behilflich waren. Es dauerte aber nicht lange, so wiederholte sich der vorige Auftritt. Diesmal kollerte der Wanner bäuchlings in den Straßengraben hinein und machte sich einstweilen nicht mehr weiter bemerkbar..

Jetzt schoß meine Begleiterin plötzlich wie ein Pfeil von mir weg und eilte flinken Fußes die Straße hinab. Als sie wahrnahm, daß ich keine Miene machte, ihr zu folgen, hielt sie an und rief mir bittend und bettelnd zu: „Komm doch, du! Wir müssen das Brot heimnehmen!"

Zögernd setzte ich mich in Bewegung. Es war mir nicht stark daran gelegen, in den Verdacht der Zusammengehörigkeit mit diesen Leuten zu kommen. Aber sie ließ nicht nach mit beweglichem Bitten und Winken, sie dauerte mich zuletzt in ihrer großen Not.

Bis ich hinzukam, hatte sie die Brotlaibe bereits mit heftigem Bemühen aufgehoben, mit ihrem Schürzlein so gut es ging vom Staub und Unrat gereinigt und in die Zaine gepackt.

„Wünsche guten Appetit!" rief ihr einer der Knaben zu, die sich, um nicht aus der Rolle zu fallen, wie der Wanner bäuchlings in den Graben geworfen hatten.

„Ja, wartet nur, ihr traurigen Stinker!" gab Mineli scharf und zornesmutig zurück. „Wartet nur, der Lehrer Wegmann wird euch dann etwas anderes erzählen!"

Kaum hatte der Trunkene die Stimme des Kindes gehört, so rekelte er sich ein wenig auf und sah sich mit den Augen eines erschrockenen Tieres um.

„Der M-Mutter aber dann nichts sagen, s-sonst gibt's was!" lallte er, um dann aber sogleich wieder in den Graben zurückzusinken, hilflos und elend, mit der ergebenen Bestätigung: „M-mich hat's halt wieder! . . ."

„Komm!" flüsterte das Mineli scheu und verstört. Bereits hielt es mit seinem rechten Händchen einen der Zainengriffe umkrallt; ich faßte den andern, und so machtn wir uns mit der Brotzaine wie mit einem Raub so schnell als möglich bergwärts. Wir hielten in unserer

Aufregung nicht an, bis wir uns oberhalb der Lyßbachbrücke ein wenig geborgen fühlten.

Das Kind war ganz erschöpft. Es legte sich auf den Rasensaum der Straße hin, heftig atmend, mit rotem Köpflein. „O je – denk einmal nach: – wenn wir jetzt nicht dazu gekommen wären! . . .“ Dann faltete es die Händlein über der Brust. „Du – jetzt bet' ich, daß es dem Brenner Merki schlecht gehe.“ Es bewegte die Lippen lautlos. Es war mir, als müsse Gott die schwere Anklage unbedingt erhören.

Im stillen schämte ich mich ein wenig, eine so kleine Rolle gespielt zu haben. „Diesen Saubengeln hätte ich eigentlich die Grinde verschlagen sollen!“ schimpfte ich in einer nachträglichen billigen Mutanwandlung. „Wart nur, das nächstemal wirst du dann sehen, wie ich das mache!“

Aber Mina mahnte bereits wieder zu Eile. „Wir haben schon am Morgen zum Kaffee kein Brot mehr gehabt“, sagte sie. „Der Jaköbli und das Näni und die Frieda werden die Mutter jetzt wohl schon die längste Zeit plagen. Sie wäre selber ins Dorf gegangen, wenn wir nicht bald ein Kindlein bekämen.“

Indem wir von da an langsamer gingen und von Zeit zu Zeit im Tragen abwechselten, kamen wir doch mit unserer Last, die nach und nach immer schwerer zu werden schien, unter manchem Seufzer endlich ins ersehnte Heimatgelände hinauf. Da Mina etwas kleiner war als ich, neigte sich der Korb immer nach ihrer Seite; sie wußte sich fast nicht mehr zu helfen und mußte vorübergehend beide Händlein zum Tragen hergeben.

Im Angesicht des Dorfes ruhten wir am Straßenbord gründlich aus.

„Jetzt bist du aber ein Braver gewesen, daß du mir so geholfen hast“, sagte sie und sah mich recht lieb und treuherzig an. Dabei kamen ihr die Tränen in die Augen, sie mußte sich abwenden. „Und ich kann dir nie, gar nie etwas dafür geben. Ich muß mich nur immer schämen vor dir, weil du jetzt das gesehen hast!“

Sie brach plötzlich ab. Ihr Weinen wurde krampfhaft und heftig. Ich konnte sie nicht trösten, obschon ich ihr mit vielen Worten versprach, daß ich alles bei mir behalten würde. Zuletzt tat sie ganz wild und ungebärdig. Sie sprang auf, stampfte mit ihren nackten, zerschundenen Füßlein den Boden und schrie überlaut: „Ein wüster Süffel ist er, ein Glünggi! Wenn ich groß bin, lauf ich von ihm weg, weit fort, bis ins Rußland! Und wenn es mir noch so schlecht geht, wenn es nur niemand weiß von mir, daß ich so einen Vater habe!“

Schnell, wie er gekommen, war der Zornesausbruch vorbei. Sie nahm, wie schon einmal auf dem Weg, einige der geschändeten Brote auf, besichtigte sie genau nach allen Seiten und legte sie sorgfältig wieder in den Korb zurück. „Es ist noch gut gegangen“, stellte sie fest. „Halt weil die Straße sauber und trocken gewesen ist. Ich hab' aber auch am Morgen vor dem Aufstehen dreimal recht laut und schön gebetet.“

Während sie das sagte, ließ sich von weitem das Quieken eines Schiebkarrens hören. Die Wannerin tauchte an der nächsten Wegbiegung auf und kam schweren Ganges auf uns zu. Ihr verwelktes, ergebenes Gesicht schien zu sagen: Ich habe nichts andere erwartet . . .

Ohne ein Wort zu verlieren, stellte sie die Zaine auf den Karren und schob das lotterige Gefährt dem Dorfe zu. Wir Kinder gingen schweigsam Hand in Hand hinter ihr drein.

Als ich etwa eine Stunde später beim Zunachten müde und schläfrig in mein Bettchen kroch, hörte ich, wie der Wanner-Jokeb gröhlend die Gasse herabstapfte:

„Hab' ich ein'n Ra-hausch, das macht der Wein, mocht der Wein,
Geschtern voll, heute voll, ei das ischt fain!“

II.

Die nahe Weihnachtsfreude sandte ihre Strahlen voraus; die niedrigen Stuben und Kammern unseres stillen Bauernnestes waren im heimlichen Glanz erfüllt von ihrem verheißenden Schein. Noch nie hatte sich das Fest so hartnäckig und unerbittlich hinter Monden, Wochen und Tagen verschanzt und versteckt gehalten, noch nie war es so plötzlich und unversehens nahegerückt. Ich hatte wohl gesehen, wie der Vater heute abend, während ich, von ihm unbemerkt, im Holzschöpflein Kochscheiter holte, mit einem schönen Tannenbäumchen unterm Arm durchs hintere Törchen in die Scheune geschlichen war. Nun lag ich wach im Bett. Ich wußte genau, daß die Mutter in der Stube drunten den Christbaum rüstete. Ich malte mir aus, was der rote Kerzenschimmer mir am frühen Morgen alles für Wunderdinge zeigen würde. Eine Malschachtel war sicher dabei. Vielleicht auch ein Bilderbuch. Nicht etwa eines, das bloß bunte Helgen enthielt, nein, richtige, kurzweilige Geschichten mußten drin stehen. Das Märchen vom Riesen Siebenhöch, vom Zwergenkönig Glur, der auf goldenem Thron im Berge Wolkenborg Hof hielt. O, es war ja gar nicht anders möglich, diesmal hatte die Mutter viele und ganz merkwürdige Überraschungen vor! Warum hätte sie sonst auf meine vorlauten Fragen immer so verheißend gelächelt und so geheimnisvoll geschwiegen?

An die roten Weihnachtsäpfel dachte ich Undank immer zuletzt. Und doch hatte unser Baum in seiner Freundlichkeit noch mehr gespendet, als ich gehofft und erwartet; im Gegensatz zu seinen Kollegen, die dies Jahr fast ohne Ausnahme leer gestanden hatten.

Es fiel mir plötzlich aufs Gewissen, daß ich dem Mineli Wanner doch einige von den Wunderäpfeln hätte geben sollen. Wir hatten zwar vor Wochen wieder einmal einen kleinen Streit gehabt und waren sogar ein paar Tage lang ernstlich böse aufeinander gewesen; doch waren wir nachher bald wieder gut Freund geworden. Ja sie hatte mir in der letzten Zeit manchmal abends beim Rübenschneiden geholfen. Aber auf die Bäumliäpfel war sie nie mehr mit einer Silbe zu sprechen gekommen, obschon ich ihr das mehr als einmal in guter Absicht leicht gemacht hatte. Was wollte die Wannerin denn an den Christbaum hängen, da ihr Mann doch von seinem Zahltag selten mehr als ein armseliges Restchen heimbrachte, und zudem jetzt wieder ein Kleines da war?

Zuletzt dachte ich mir aus, es wäre vielleicht am Morgen noch Zeit, dem armen Tröpflein, das ich jetzt heftig bedauerte, eine kleine, wohlfeile Freude zu machen, und darüber schlief meine erregte Knabenseele am Ende richtig ein.

Nachdem ich am Morgen über dem Betzeitläuten des

kleinen Schulhausglöckleins aufgewacht war, dessen Mahnung ich sonst das ganze Jahr verschlief, erwartete ich mit Spannung den Ruf der Mutter.

Zu meinem Befremden blieb der aus, obschon ich ganz gut hörte, wie unten Türen gingen, und daß der Vater bereits in der Scheune hantierte.

Als immer und immer nichts geschehen wollte, kroch ich aus dem Bett und kleidete mich erregt an, immer noch die Ohren spitzend und das freundliche Wort auf der Stiege erwartend: „Du, du kannst jetzt kommen! . ."

Das Wort kam nicht. Aber ich konnte es unmöglich länger aushalten; ich wagte mich hinab und öffnete zögernd die Stubentüre.

Auf dem niedrigen Tischchen in der Mitte der Stube stand der Christbaum, genau wie andere Jahre. Die Mutter war eben daran, die Kerzen anzuzünden. Aber sie erwiderte mein „Gutentag" mit einer herben Zurückhaltung, sie sah sich nicht einmal nach mir um. Noch an der Türe stehend, nahm ich beklommen wahr, daß auf dem Tischlein, auf dem sonst, gleichsam im Schatten der grünen Zweige, die Gaben ausgebreitet waren, nur der armselige Rest eines Bindfadenknäuels lag.

Und die Äpfel? Wo blieben denn die? . . . Mein Befremden wuchs. Das kahle Stämmchen des Christbaumes schien förmlich nach dem Wunderschmuck zu heischen.

Die Mutter hatte jetzt die Kerzen alle angesteckt. Sie wandte sich halbwegs nach mir um. „Sitz dort auf die Bank," befahl sie mir, scheinbar gelassen; ich merkte wohl, daß sie an sich halten mußte.

Und nun kam die scharfe Frage von ihren Lippen: „Was hast du mit den Bäumliäpfeln gemacht?"

„Ich – mit den Bäumliäpfeln? – Hä nichts!"

Sie stellte sich dicht vor mich hin. „Bub – sag mir die Wahrheit! – Ich laß es dir vorbeigehen, halt weil wir heut Weihnacht haben. Ich will nur wissen, wie das gegangen ist! Vor acht Tagen, ich weiß es genau, hat noch kein Apfel gefehlt. Und wie ich sie gestern nacht im Keller von der Hürde nehmen will, ist das Körbchen leer."

Trotzdem ich ein gutes Gewissen hatte, saß ich da wie auf der Anklagebank; es war mir schlotterig zumute.

„Ich habe gewiß nicht ein allereinziges Äpfelchen gegessen", beteuerte ich endlich unter wehleidigem Weinen.

Die Mutter ließ sich durch meine Tränen keineswegs erweichen. „Das hab' ich dich ja gar nicht gefragt!" entgegnete sie recht hart und aufgebracht. Sie faßte mich leicht am Ohrläppchen. „Sieh mich an! – Sieh mich an, sag' ich, und dann bekenn'!"

Was sollte ich denn bekennen? . . . Ich konnte meine Mutter gar nicht mehr verstehen; ich saß verstockt da und wagte nicht, meine Augen zu den ihrigen zu erheben.

„Warum bist du denn so böse mit mir – wenn ich doch von allem nichts weiß? . . ."

Diese ehrlichen Worte, unter Schluchzen herausgepreßt, schienen doch einigen Eindruck auf sie zu machen. Sie ging von mir weg und machte sich am Bäumchen zu schaffen, indem sie da und dort einen schwelenden Docht mit der Schere abzwickte. Nach einer Weile sagte sie, von mir abgewendet, nicht hart, aber bestimmt: „Eh und bevor ich nicht aus dem Wunder bin, wohin die Äpfel sich verschloffen haben, bekommst du deine Sachen nicht."

„Dann will ich sie auch nicht!" stieß ich gequält hervor. Es war plötzlich ein kleiner Trotz in mir hochgekommen. Von der Bank herabgleitend wollte ich mich flink aus der Stube machen.

Die Mutter hielt mich am Ärmchen fest, führte mich an meinen Platz zurück und setzte sich neben mich hin. „Ich will dir jetzt also sagen, wo die Äpfel sind", begann sie mit erzwungenem Gleichmut. „Du mußt nur nicht glauben, daß man die erwachsenen Leute anlügen könne. – Die Äpfel hangen an Wanners Christbaum, alle. Die Aschbacherin ist gestern abend drüben gewesen und hat es mit eigenen Augen gesehen. Und das Mineli habe gesagt, die Äpfel seien ihm verehrt worden. Wer hätte ihm denn dies Jahr mehr als drei Bäumliäpfel verehren können? Niemand als du!"

Da ich nicht gleich Bescheid zu geben wußte, hielt sie mich für überwiesen. „So – was sagst du jetzt dazu?" Ihre Stimme zitterte vor heftiger Erregung. „Ist das schön, die eigene Mutter anzulügen? Und dazu, wenn der Christbaum auf dem Tische steht?"

Ich studierte mühselig an etwas herum, das ich erst nicht recht fassen konnte, das aber allmählich feste Gestalt annahm.

„Das Mineli muß uns die Äpfel gestohlen haben!" brachte ich endlich laut und bestimmt hervor.

Die Mutter überlegte einen Augenblick. Dann hob sie den Drohfinger gegen mich auf und sah mir durchdringend in die Augen. „Besinn dich, was du sagst! Besinn dich dreimal! Ein braveres Kind, als das Mineli eins ist, gibt es nicht im Dorf, das weißt du auch."

Aber die Tatsache stand jetzt unumstößlich bei mir fest. Warum war das Mineli an den letztvergangenen Abenden jedesmal, wenn ich Rüben holen ging, mit mir in den Keller gekommen? Und warum war es dann immer vor mir die Treppe hinaufgestiegen und hatte sich sogleich heimgedrückt?

Ich legte der Mutter meine Verdachtsgründe mit beweglichen Worten vor. Sie schüttelte mehrmals ungläubig den Kopf, ließ mich aber doch ausreden. Sie saß noch eine Weile nachdenklich da. Hierauf befahl sie mir, Schuhe und Wämslein anzulegen. Nachdem sie die Kerzen am Tannenbaum sorgfältig ausgelöscht hatte, nahm sie einen auf der Kommode stehenden mit allerlei Päcklein gefüllten Korb an den Arm und hieß mich mitkommen. Sie sagte nicht, wohin, aber ich wußte es doch.

Es war, wie wenn die arme Weihnachtsfreude in der niedrigen, nur vom Kerzenschein erhellten Wannerstube bei unserem Eintritt einen Riß bekommen hätte. Die Wannerin, das Kleinste auf dem Arm, sah sich betreten nach der Mutter um; ihre erschrockenen Augen fragten: „Ja – wißt ihr es denn schon? . . ." Der Jaköbli und das Näni, die sich auf dem Fußboden mit Glaskugeln erlustigt hatten, rafften die geschenkten Herrlichkeiten zusammen und flüchteten wie auf Befehl nach der Küche hinaus, von wo sie nachher hin und wieder durch die Türspalte furchtsam hereinlauerten. Nur die kleine Frieda blieb harmlos in ihrem Ofenwinkel stehen und knusperte an einem Kräpflein, während ihr freies Händchen einen schönen Weihnachtsapfel krampfhaft umklammert hielt.

Das Mineli saß oder lag in der Tischecke der Wandbank auf einem Lotterbettlein, dessen Kissen mittels eines gefüllten Sackes stark erhöht war. Es sah mich aus

fiebernden Augen fortwährend böse und feindselig an, ich konnte seine Blicke nicht aushalten. Zu meiner Erleichterung wußte ich jetzt bestimmt, daß meine Mutter nichts von den Äpfeln würde verlauten lassen. Das hatte ich ihr gleich angesehen.

Die Wannerin fand sich endlich doch so weit zurecht, daß sie ihre Nachbarin mit unsicherer Stimme und mit erzwungener Freundlichkeit willkommen heißen konnte. Die Mutter packte ohne Umstände die mitgebrachten Sachen aus dem Korb und legte sie auf den Tisch hin, neben andere kleine Weihnachtsgeschenke, die gutherzige Nachbarinnen gebracht hatten: Brot, Rauchwürste, Eierzöpfe, Wollsachen und anderes.

Die Wannerin bekam das Wasser in die Augen. „O – wir haben das ja gar nicht verdient. Aber jetzt muß ich das Andere doch auch bekennen und Abbitte tun. Ganz gewiß, die Mina hat mir's erst gestern nacht bekannt, als die Äpfel schon am Bäumli hingen," beteuerte sie, „sonst hätte ich jedes Stück zurückgebracht!"

„Gelt, Ihr nehmt es aber dem armen Kind nicht übel", bat sie hierauf inständig. „Es ist ja sonst ein Gutes! Es ist halt schon die ganze Woche nicht recht aufeinander gewesen. Seitdem es sich so bös erkältete, weil es einmal zwei Stunden lang in Regen und Schnee vor dem Scheidewegwirtshaus auf den Vater warten mußte, fällt es oft des Nachts in Fieber. Es kann dann reden, wie ein Kind von diesem Alter sonst nicht redet, und daß man vor seinen Worten erschrickt. Denkt Euch, gestern nacht, als der Vater wieder so himmeltraurig heimkam, hat es ihn wie ein Großes angefahren. Dort im Bettlein sitzend, hat es ihm gesagt, es sei froh, wenn es bald sterben könne, es brauche sich dann nicht mehr mit der Mutter und mit allen seinetwegen zu schämen. Es brauche nicht mehr Äpfel zu stehlen, damit die Mutter für das Jaköbli und für das Näni und für das Friedeli etwas an den Christbaum hängen könne. – Ach, das Kind hat halt nicht daran gedacht, daß er in dem Zustand keine Vernunft mehr hat. Geschlagen hat er nach ihm, der Unmensch! Kann er das einmal vor dem Herrgott verantworten? Und das Kind ist doch seinetwegen krank. Kränker als man glaubt, ist es. O – wenn es nicht mehr da ist, mache ich allem ein Ende. Verzeih mir's Gott, ich weiß nichts mehr anderes."

„Ihr dürft jetzt noch nicht alle Hoffnung aufgeben", versuchte meine Mutter der armen Frau nach einer Weile mit kleiner Stimme zuzusprechen. „Es könnte doch möglich sein, daß man ihn noch herumbringt. Es ist ja erst in der letzten Zeit so schlimm mit ihm geworden."

Da wurde die Stimme des Kindes laut, das scheinbar ohne Teilnahme auf seinem Lager gelegen hatte.

„Die Mutter soll es nur so machen, wie sie gesagt hat. Sie weiß alles besser." – Auf diese Worte wußte meine Mutter nichts zu entgegnen.

Jetzt vernahm man plötzlich, wie sich auf dem baufälligen Kachelofen, hinter den zum Trocknen aufgehängten Windeln, jemand regte. Die Wannerin trat erschrocken einen Schritt zurück. „Herjeß – der!"

Richtig, da wurde auch schon der geblümte Ofenwinkelvorhang von innen beiseite geschoben, der Wanner stand auf dem untersten Tritt der steinernen Winkelstiege.

„Gäll, du hast gemeint, ich sei noch im Nest?" sagte er trocken, wie wenn außer der Frau niemand da wäre. Dann kam er ganz in die Stube herab, barfuß, nur mit Hosen und Ärmelweste bekleidet. Er setzte sich auf die Wandbank, sah in den Tisch hinein, trommelte mit den Fingern auf der Platte und meinte so halb zu sich selber redend: „Es kann ja manchmal nichts schaden, wenn man etwas hört, das man nicht hören sollte." Er wollte lächeln dazu, aber das Lächeln gefror auf seinem verschlafenen Stoppelgesicht.

Nun schob er sich auf der Bank gegen das Lager des Kindes hin. „Du mußt dich nicht fürchten", sagte er, als er bemerkte, wie das Mineli leise zusammenfuhr. Er streichelte ihm mit seiner groben Hand das Seidenhaar, zärtlich, wie man ein scheues Tier streichelt, damit es die Angst verliere. „Du mußt dich nicht fürchten, ich tu dir nichts. Ich tu dir nie mehr etwas . . ."

Da ich bemerkte, wie meiner Mutter die Tränen über die Wangen herabrannen, mußte ich auch weinen. Die Wannerin heulte überlaut. Nur das Mineli sah mit heißen, trockenen Augen starr vor sich ins Leere.

Nach einer Weile fragte der Jokeb meine Mutter, ob der Vater vielleicht so gut wäre und mit ihm nach Schonen hinab käme, er wolle heute unterschreiben. – –

Der Wanner Jokeb hat sich wirklich noch am selben Tag zur Umkehr und Besserung verpflichtet, und er ist auch, entgegen allen Voraussagen, nicht rückfällig geworden. Von den besseren Tagen, die seine Familie zu sehen bekam, hat das Mineli freilich nicht mehr viel genießen dürfen; wir haben ihm im Frühjahr das Grablied gesungen.

„Es ist zu gescheit gewesen'" habe ich die Frauen oft am Brunnen zueinander sagen hören. „Zu schön und zu gescheit. Solche Kinder werden nicht alt."